

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 128 Bydgoszcz, 7. Juni Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

24.

Krummhändl hat einen schiechen Traum gehabt, von Blut und Rössern, es steht ihnen also etwas Arges bevor, aber die Brüder verspotten ihn deswegen; sind sie etwan alte Weiber, daß sie ihre Nasen in ein Traumbüchel stecken sollen? Und auch seine Red von dem Zweiten Gesicht, das er haben will, nehmen sie für Prahlerei. Es ist nicht leicht für einen Wundergläubigen, mit Leuten wie Seppele und Elias beisammen zu sein, wissen immer alles besser und glauben nur an das, was sie mit Händen greifen können.

So eine Hochzeit, zu der sich der Hauptmann selber laden will, ist einmal nach ihrem Sinn. Sie sehen nur den Fraß und das Getränk und nicht das Finstere dahinter, dem Krummhändl keinen Namen geben kann.

„Wischi waschi", sagt Nikolaus Tschinderle, „bei der Hochzeit müssen wir sein."

Es wundert den Krummhändl der harte Schädel des Hauptmanns.

„Können wir nicht auf eine andere Hochzeit warten", meint er, „wenn es schon eine Hochzeit sein muß?"

Der Hauptmann kann ihm jetzt nicht die ganze traurige Geschichte berichten, daß Krummhändl begreift, warum es ihn gerad zu dieser Hochzeit nach Gemünd hinabzieht.

„Wer nicht mit will", sagt er und schaut dabei so finster, wie er nur kann, „der soll nur hier verbleiben."

Fast ist es daran, daß sich das Seppele und der Elias bekreuzen. Den Hauptmann allein lassen? Wo es bis in das Gebirg herauf von gebratenem Fleisch und ausgeschüttetem Wein riecht? Wo man schon das Silber blitzen sieht, das einem zufallen wird? Einen Gast um den andern wird man auf den Kopf stellen, und was aus ihm fallt, wird man aufklauben.

„Wer sagt, daß ich nicht will?" murrt Krummhändl. „Ein Pistol mehr ist nicht zu verachten."

Das hört das Seppele wieder nicht gern. Was braucht man auf einer Hochzeit zu schießen? Es wird keiner der Gäste eine Büchse oder ein Pistol bei sich haben, werden friedlich und arglos beisammen sein wie ein Schock Schafe, denen man unbesorgt in die Wolle greifen kann. Und es wird kein geschliffenes Messer darin versteckt sein. Ist es nicht verboten, im Himmel vom Teufel zu reden?

„Wir werden dein Pistol nicht brauchen", hofft das Seppele, „aber deine Pratzen zum Ziehen."

Das hat sich nämlich das Seppele von dem Hauptmann ausgebeten: einen Wagen müssen sie mithaben. Soll Nikolaus Tschinderle auf der Hochzeit nach seinem Sinn verfahren, soll er von ihnen fordern, was er mag, sie werden nicht von ihm weichen. Aber dafür muß er zulassen, daß sie den Wagen vollpacken, und daß er nicht danach fragt, was ihnen in die Hände geraten ist. Am besten ist es, er tut seine Augen fort, wenn sie zu räumen anfangen. Und er darf nachher nicht verlangen, daß sie den halben Wagen wieder abladen, wie damals droben auf dem Paß. Sie sind nun einmal Räuber und führen sich eben danach auf.

Der Hauptmann nickt zu allem, aber es ist dem Krummhändl, der schärfer hinschaut wie das gierige Seppele, als hätt er überhaupt nicht zugehört. Ja, Nikolaus Tschinderle ist ihnen schon voraus, er ist schon unten an dem Haus des Kramers Glückauf in Gemünd, und er geht unter den Gästen herum, hat sich vor die Braut hingestellt und den Bräutigam mit zornigem Aug gemessen, hat sich umgesehen auf dem großen Tanzboden beim Wirt Habicht, den sie ausgeräumt haben, daß er ein richtiger Saal ist für die Tafel. Aber niemand sieht den Nikolaus Tschinderle, er ist ja verzabert und erwartet erst Zuzug, seine Brüder kommen aus dem Gebirg herab und auch sein eigener Leib, dann erst wird sich etwas Großes begeben, das er ausgesonnen hat.

Jetzt sind sie noch unterwegs, acht Schuhe und zwei Räder holpern auf dem steinigen Weg dahin, droben in Lärchgreuth — gut kennt man den Hof vom Saustechen her hat das Seppele so beim Vorbeigehen den Garling aus dem Schupfen gezogen, er mißt ihn öfter mit seinen kurzen Armen aus und ist zufrieden; wenn man ihn gegupft vollpacken wird, hat man ausgesorgt bis tief in den Herbst hinein, vielleicht auch für immer. Denn, wenn man schon den Kramer Glückauf zwischen den Fingern hat, dann soll man ihn auskeltern, bis kein Tropfen mehr aus ihm rinnt. Ein paar Truhen voll Geld werden schon Platz haben auf den Garling.

Die Hochzeitsleut ahnen nicht, was da unterwegs ist die denken auch nicht aus dem lauten Saal hinaus, sind alle gesotten und gebraten in dem lustigen Dampf, der kommt aus der Küche, von ihren Pfeifen und vom Staub, denn es strampfen die Paare einen Tanz nach dem andern Rot sind die Gesichter von Lust und Wein; Hunger und Durst, sie nehmen kein Ende. Da sind an allen vier Wänden die Tische zu einer Tafel aufgestellt, wie sie in Gemünd noch niemand erlebt hat, nach hundert Jahren soll die Gegend noch davon reden, so will es der stolze, glückliche Hochzeiter Glückauf. Er riecht auch heute inmitten von vielen Düften nach Gewürz.

So um Mitternacht, da treiben es die vollen Gäste schon arg, einem Glatzkopf haben sie den süßen Eierschaum auf die kupferrote Kopfhaut geschmiert, einem Musikanten haben sie den Wein in das Messingrohr gegossen, überhaupt, was tun die Faulen und Behäbigen, die nicht mehr tanzen mögen, nicht alles mit dem Wein? Den roten haben sie auf die weißen Tischtücher geschüttet, den gelben gießen sie in einen Trunkenen, der sitzt auf dem Boden und hält seinen großen Bauch mit den Händen, mit dem süßen, wasserhellen berauschen sie da und dort ein Mädchen.

Männer lecken ihre fetten Finger ab, Weiber schlagen Zudringlichen auf die Hand, schon blinzeln die Musikanten, zu voll sind sie geladen und schläfrig sind sie geworden. Aber es sieht danach aus, als wär die Hochzeiterei erst am Anfang.

Jetzt besprengt ein Bursch den Tanzboden mit Wein, wahrhaftig mit rotem Wein, so hat es der Bräutigam gewollt. Aber da ist noch ein Letzter, der halb nüchtern verblieben ist, der reißt dem wackeligen Burschen den Zinnkrug aus der Hand.

„Es schaut aus wie Blut", graust er sich und sprengt mit gelbem Wein weiter.

Jetzt fehlt nur noch, daß sie Fisch und Fleisch und das seltene Gebäck, das zuletzt niemand mehr ansehen mag, bei den offenen Fenstern hinauswerfen und den Schmalzmus voll Zucker und Zimt in einen Winkel schütten. Wenn die Tafel schon am Mittag gedeckt worden ist und der Wald, das Feld, der Fluß, die fremde Welt ihre Gaben hier ausgebreitet haben, dann kann es um Mitternacht schon so weit sein, daß die Gäste in der Völlerei blind und taub geworden sind für die frommen Lehren des Pfarrers, der längst in sein Haus geflohen ist und sich mit Werg die Ohren verstopft hat, daß er durch Duldung nicht mitschuldig wird an dem wilden Gelag.

Da hebt wirklich ein Wankender eine halbvolle Schüssel über seinen Kopf, als wollt er sie durch das Gebraus hinaustragen, um den Wind oder die Nacht damit zu füttern. Er ist gerade mitten auf dem leeren Tanzboden, da kracht ein Schuß in den Saal herein und hallt unter der niederen Decke, als wär die lange Tafel auf einmal zusammengebrochen. Im Schreck schüttet sich der Bursch den Schmalzmus auf Kopf und Achseln; aber niemand lacht.

Ist allen Hochzeitsleuten mit einem Mal die Lust zu Spott und Lärm vergangen, die Rötesten haben ihre Farb verloren, ein paar Weiber flennen, ein paar Gäste verstecken sich unter den Tischen, und es sind nicht nur lauter Gäste in Röcken, sind auch solche in Hosen darunter. Einer möchte das Tischtuch vor sich tiefer herunterziehen, daß er von der Leinwand verdeckt ist, aber er reißt dabei Gläser und Geschirr zu Boden. Und das Gepolter scheucht die Leute noch mehr zu einem Rudel zusammen.

Sie sind alle von der Tür und den Fenstern fortgewichen. Da recken bei der Tür zwei Mannsbilder ihre Pistolen in den Saal herein, aus einer raucht nach dem Schuß noch ein Wölklein heraus, und bei jedem Fenster steht auch so ein wüster Kerl mit einem Pistol. Man sieht es auf den ersten Blick, das sind Räuber, und niemand kann es einem verargen, wenn man plötzlich einen kurzen Atem hat.

Sind wohl nur vier Pistolrohre, die da zur Tafel und auf den Tanzboden hereinschauen, aber für jeden ist es todgewiß, draußen im Hof sind ihrer mehr und passen nur darauf, daß sie ein paar von den Hochzeitsleuten umlegen können. Und bei solcher Aussicht ist einigen von denen etwas geschehen, was man verschweigen muß.

Der Bräutigam schluckt an einem mutigen Wort, das ihm zusteht, aber es will ihm nicht herauf aus dem Hals, und damit hat er bei der Ameiserin sein ganzes Leben verspielt. Die Braut ist weiß worden wie Kalk, und es müsset der eine von den zwei Räubern in der Tür gar nicht in den Saal rufen:

„Bei der Hochzeit muß ich sein."

Sie hat den Nikolaus Tschinderle wohl erkannt, wie es auch blond und grau um seinen Mund wuchert, wie er auch verkommen ist in seinem Ausgeschau, und ist früher doch immer so gewesen, als wär er eben aus einem Ei herausgestiegen. Da steht er in der Tür, es ist von seinem Kopf noch ziemlich weit hinauf bis zum Türstock, hat das gespannte Pistol in der Hand, und das schwarze Löchlein blinzelt hin zu dem Kramer Glückauf. Und neben ihm ist ein kleiner Dickbauch, er geht dem Nikolaus Tschinderle nur bis zur Schulter und schaut noch verkommener aus.

Das sehen die Leute nacheinand, es kracht kein Schuß mehr herein, und auch die erste Kugel ist nur in einen Trambaum gefahren.

Auf einmal sagt jemand: „Der Schneider!"

Und einer, der voll ist von allen drei Sorten Wein, grunzt: „Hoho, der Schneider!"

Und noch einer, der schon früher auf dem Boden gesessen ist, lästert: „Schneider meck meck, schieß auf dein Dreck!"

Da rühren sich auf einmal alle Leute wieder, erlöst sind sie aus dem Schrecken, und einige lachen gar leise. Der Nikolaus Tschinderle ist es nur, der sie da heimgesucht hat, der Schneider! Es haben ihn die meisten in gutem, friedfertigem Andenken, und der Wein hat sie alle lustig und tapfer gemacht. Klauben alle wieder das Herz aus der Hosen auf, wohin es ihnen früher für ein paar Augenblicke gefallen ist; nein, den Nikolaus Tschinderle fürchten sie nicht, trotz vielem Gered.

Und es schreit einer zur Türe hin: „Tu weg dein Röhrl, Schneider!"

„Komm herein! Iß und trink mit!" schreit ein zweiter.

„Ist noch genug übrig geblieben für deine ganze Bande", schreit ein dritter.

Täten wahrscheinlich ihre Stimmen mehr zähmen, wenn es licht wär in ihrem Oberstock.

Daß sie ihn zur Tafel laden, das macht den Nikolaus Tschinderle starr. Ja, ist er denn für sie nicht der Räuberhauptmann? Soll das Leben im Gebirg umsonst gewesen sein? Wollen die da mit einem am Tisch sitzen, als hätt sich seit dem Frühjahr nichts begeben, was sie ihm in Schauder und Angst nachreden müssen? Ist er ihnen — um Gottes willen! — am End zum Gespött geworden? Es fehlt nur, daß der Kramer Glückauf jetzt auf ihn zukommt und ihn eintreten heißt, und daß die Afra sich vernehmen läßt:

„Komm, Nikolaus, und vergiß alles!"

Es wird ihm rot und schwarz vor den Augen, es dreht sich der Saal vor ihm, ein paar Herzschläge lang ist er blind und taub. In dieser kurzen Zeit aber geschieht das Schreckliche.

Es müssen doch nicht lauter Friedfertige unter den hundert Gästen sein, es muß einen Mann mitten im Schock plötzlich eine wilde Lust befallen haben, und niemand hat es bemerkt, nur das kropfete Seppele. Die tückische Kugel mag für die Brust des Nikolaus Tschinderle bestimmt gewesen sein, denn das Blei hat das Seppele in den Kropf getroffen. Ja, das treue Seppele ist hingesprungen vor den Hauptmann, wie es in dem Leuthaufen das heimliche Pistol gesehen hat, und jetzt liegt es auf dem Boden, und das Blut tropft von ihm.

Ein großes Sumsen hebt an unter den Leuten, jetzt will es auf einmal niemand gewesen sein.

„Keinen Schritt, sonst kracht es", schreit Nikolaus Tschinderle.

Und er beugt sich hinab zu dem schwer schnaufenden Seppele.

„Laßt mich . . . nicht da . . . liegen . . ." bittet es.

Der Hauptmann zieht es über die Schwelle heraus, dann schmeißt und riegelt er die Tür zu. Und die Hochzeiter drinnen in dem Saal halten wohl den Atem an, mit dem Tapfersein ist es wieder vorbei. Was wird mit ihnen geschehen? Ein paar Weiber plärren ein neues Gesetzel, ein paar Männer erwarten jetzt und jetzt einen Schuß. Aber nichts geschieht. Nur ein schneller Wagen rumpelt draußen über die Katzenköpf.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Professor Schiller liest!

Vor 150 Jahren hielt der Dichter seine Antrittsvorlesung.

Von Fritz Chelius.

Der 26. Mai 1789 war für die akademischen Kreise Jenas ein ereignisreicher Tag. Sollte doch ein gewisser Professor Friedrich Schiller seine Antrittsvorlesung halten. Nicht alle Mitglieder des Lehrkörpers der Universität waren davon begeistert, denn dieser Friedrich Schiller war doch der Dichter der „Räuber". Er hatte, wie man sich erzählte, einen Fiesko verherrlicht, ja, er hatte sogar in seinem „Don Carlos" Gedankenfreiheit gefordert — der Mann war zum mindesten mit großer Vorsicht zu genießen. Und dann, hatte dieser Friedrich Schiller überhaupt Examina abgelegt und den vorschriftsmäßigen Weg beschritten? — Mitnichten, der Herzog Karl August hatte einen Narren an ihm gefressen, das war die einzige Erklärung, daß dieser Mann ohne jeden Beweis einer Qualifikation einen Lehrstuhl erhielt. Die paar wissenschaftlichen Aufsätze, die er im „Merkur" oder sonstwo veröffentlicht haben sollte — gelesen hatten sie die wenigsten der Jenenser Gelehrten — konnten doch unmöglich als Beweis seiner Fähigkeiten gelten.

Die Verhältnisse, in die Friedrich Schiller an der Universität Jena geriet, waren höchst rückständig. Von einem Flug der Gedanken konnte keine Rede sein, zu schweigen davon, daß eine dieser Leuchten Forschung auf eigene Verantwortung getrieben hätte. Sie alle waren mehr oder weniger zünftige Handwerker, die jahrein, jahraus im gleichen Trott die Körner der Erkenntnis aus der Vergangenheit pickten, um sie ihren Studenten einzupauken. Wo sollte der Respekt herkommen, wenn der Prorektor sich von seinen Studenten freihalten und die Taschen voll Tabak stopfen ließ und wenn die Studenten dann witzelten, in diesen Taschen befänden sich außer dem Tabak noch Butter, Brot und Käse neben anatomischen Präparaten?

Die angekündigte Antrittsvorlesung hatte aber auch unter den Rabauken viel Staub aufgewirbelt. Der gefeierte Dichter der „Räuber", dessen „Ein freies Leben führen wir . . ." auf allen Kneipen unzählige Male schon geschmettert worden war, als Professor in Jena — das war ein Ereignis! Auf sechs Uhr abends war das Kolleg angesetzt, aber bereits um fünf Uhr war der Hörsaal, der nur achtzig Sitzplätze faßte, bei weitem überfüllt, denn jeder hatte den Wunsch, das „Erzgenie" nun leibhaftig sprechen zu hören. Immer größer wurde die Zahl der Einlaß Begehrenden, und bald waren auch die Gänge und Treppen von Menschen gefüllt, und vor dem Gebäude bildeten sich starke Gruppen, die alle auf das Ereignis warteten. Der bescheidene Schiller hatte nur einen der kleineren Hörsäle belegt.

Indessen herrschte aber auch in dem Quartier Schillers in der Jenergasse große Aufregung. Die Jungfern Schramm, die an Schiller drei Zimmer vermietet hatten, schossen wie aufgeregte Vögel durch die Räume, denn sie wußten sehr wohl, um was es bei „ihrem Professor" ging, und sie wollten alles tun, um ihm den Weg zu ebnen. Alle Augenblicke fragten sie nach Wünschen. Als dann Schiller sich zum Gehen anschickte, hatten sie ihre Erregung auch auf den Dichter übertragen.

Schiller war nicht wenig verblüfft, als er die wartende Menschenmenge vor der Universität gewahrte. So etwas hatte Jena noch nicht erlebt. Da mußte Rat geschaffen werden, und es gelang tatsächlich, Grießbachs Saal, den größten Saal Jenas, zu diesem Zweck zu bekommen. Dieser Saal lag am anderen Ende der Stadt, so daß die ganze versammelte Studentenschaft sich dorthin begeben mußte. Das gab natürlich eine förmliche Hetzjagd, denn wer zuerst da war, ergatterte den besten Platz. Die lange Johannisstraße hinunter ergossen sich erregte Menschenmassen. Bald rissen die Bürger ihre Fenster auf, um zu hören, wo es brenne. Die Schloßwache trat unter Gewehr aus Angst vor einem Aufruhr, aber jeder, der fragte, bekam im Vorbeirennen nur die einen Antwort: „Der neue Professor liest!" So brauste der Zug durch die Stadt, und als letzte kamen Schiller und Professor Karl Leonhard Reinhold; sie mußten durch das Spalier der Philister förmlich Spießruten laufen.

Als sie Grießbachs Saal erreichten, der rund 400 Plätze aufwies, ergab es sich, daß auch dieser Saal nicht alle fassen konnte. Aber es war nichts zu machen; wer zu langsam gelaufen war, mußte auf den Gängen und vor den Türen zusehen, wie er noch etwas von dem Kolleg hörte. Als Schiller den Saal betrat, donnerte ihm ein Höllenlärm entgegen, denn wenn die Jenenser Studenten jemand ihre Sympathie bekundeten, dann war dies auch für Taube verständlich.

Schiller war es etwas bänglich zumute, als er durch diese tobende Menschenmasse zum Katheder schritt. Doch kaum hatte sich die Ruhe gelegt, und die ersten Sätze waren seinem Munde entflohen, als er seine Sicherheit wiederfand. Klar und stolz warf er seine im Grunde revolutionären Sätze unter die gebannt horchende Jugend, die ja gar nicht so rückständig, die nur falsch geleitet war und im tiefsten Innern selbst die Notwendigkeit dieses revolutionären Dranges verspürte. Schiller zeigte ihr zum ersten Male die großen Zusammenhänge der Geschichte und setzte ihr ein ideales, erstrebenswertes Ziel, das bis dahin völlig unbekannt gewesen. Seine Universalgeschichte soll das Ganze der moralischen Welt umfassen, auf engem Raum beginnend immer höher steigen bis der Kosmos zu übersehen ist und die Weiterbildung des Menschen ihre denkbar höchste Stufe erreicht hat. Und am Ende dieser Entwicklung steht die Frage nach dem Zweck des Daseins, nach den Absichten der Vorsehung in dem Gesamtplan des Weltlaufs. Schiller schloß mit den Worten:

„Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte!"

Solch einen Jubel und dröhnenden Beifall hatte Grießbachs Saal noch nicht erlebt, wie nach dem Ende dieser Rede. Die Jugend stand völlig im Banne dieses Dichters, der ihr aus der stumpfen und dumpfen Luft dieses akademischen Betriebes einen Weg, ein Ziel gewiesen hatte.

Das Haus auf dem Hügel.

Von W. Somerset-Maugham.

Ich bin nie einem interessanteren Manne begegnet als Mayhew, einem tüchtigen Anwalt in Detroit. Zu der Zeit, als er fünfunddreißig Jahre alt war, besaß er eine große und einträgliche Praxis, hatte ein ausreichendes Vermögen angehäuft und stand auf der Schwelle einer hervorragenden Laufbahn. Er besaß einen scharfen Verstand, war eine anziehende Persönlichkeit und rechtschaffen dazu.

Eines Abends saß er in seinem Klub mit einer Gruppe von Freunden beisammen. Es wurde wacker gezecht. Einer von ihnen war soeben aus Italien zurückgekommen und erzählte ihnen von einem Haus, das er auf Capri gesehen hatte, einem Haus auf einem Hügel, mit Sicht auf die Bucht von Neapel und einem großen, schattigen Garten. Er beschrieb ihnen die Schönheit der schönsten Insel des Mittelmeers.

„Es klingt schön", sagte Mayhew. „Ist dieses Haus zu verkaufen?" — „Das ist sehr wahrscheinlich."

„Schicken wir ihnen ein Telegramm; machen wir ein Angebot!" — „Was um Himmels willen würdest du mit einem Haus in Capri tun?"

„Darin leben", sagte Mayhew. Er ließ sich ein Telegrammformular kommen, füllte es aus und sandte es ab. In ein Paar Stunden kam die Antwort. Das Angebot war angenommen worden . . .

Mayhew war kein Scheinheiliger, und er machte kein Hehl aus der Tatsache, daß er nie etwas so Ausgefallenes getan hätte, wenn er nüchtern gewesen wäre; aber als er das war, bereute er es nicht.

Mayhew entschloß sich, genau so zu handeln, wie er gesagt hatte. Es lag ihm nichts am Reichtum, und er hatte Geld genug, um davon in Italien zu leben. Er dachte, er könne mehr mit dem Leben anfangen, als es damit hinzubringen, daß er die belanglosen Streitigkeiten unbedeutender Leute schlichtete. Er hatte keinen bestimmten Plan. Er wollte nur fort von einem Leben, das ihm alles gegeben

hatte, was es zu bieten hatte. Ich vermute, seine Freunde hielten ihn für verrückt; einige müssen alles getan haben, was sie konnten, um ihm abzuraten. Er ordnete seine Angelegenheiten, packte seine Sachen und fuhr ab. —

Capri ist ein karger Felsen mit nüchternem Umriß, in tiefblaues Meer gebadet; aber lächelnde Weinberge verleihen dem Eiland einen sanften und gefälligen Liebreiz. Es ist gastlich, weltverträumt und freundlich. Ich finde es seltsam, daß sich Meyhew gerade auf dieser liebreizenden Insel niedergelassen hatte; denn ich kannte keinen für Schönheit unempfindlicheren Menschen. Ich weiß nicht, was er dort suchte: Glück, Freiheit oder einfach Muße. Ich weiß, was er fand.

An diesem Ort, der so verschwenderisch zu den Sinnen spricht, lebte er ein vollkommen geistiges Leben. Denn die Insel ist reich an historischen Mahnmalen, und über ihr brütet immer die dunkle Erinnerung an den Kaiser Tiberius. Von seinen Fenstern aus, welche die Bucht von Neapel überblickten, mit dem edlen Schattenriß des Vesuvs, der seine Farben mit dem wechselnden Licht verändert, sah Mayhew an die hundert Stätten, die an die Römer und die Griechen gemahnten.

Die Vergangenheit begann Mayhew zu verfolgen. All das, was er zum erstenmal sah — denn er war nie vorher im Ausland gewesen —, erregte seine Phantasie, und in seiner Seele erwachte der schöpferische Gedanke. Er war ein Mann der Energie. Alsbald entschloß er sich, ein Geschichtswerk zu schreiben. Eine Zeitlang sah er sich nach einem Stoff um und entschied sich zuletzt für das zweite Jahrhundert des römischen Kaiserreichs. Es war wenig bekannt und schien ihm Probleme zu bergen, die denen unserer eigenen Tage ähnelten . . .

Mayhew begann Bücher zusammenzutragen, und bald besaß er eine riesige Bibliothek. Seine Übung mit Akten hatte ihn rasch lesen gelehrt. Er machte sich an die Arbeit. Anfangs hatte er sich daran gewöhnt gehabt, sich am Abend mit den Malern, Schriftstellern und dergleichen Leuten, die sich in der kleinen Taverne unweit der Piazza trafen, zusammenzusetzen; aber jetzt zog er sich zurück, denn seine Studien nahmen ihn immer mehr gefangen. Er war gewöhnt gewesen, in diesem milden Meer zu baden und lange Spaziergänge durch die freundlichen Weinberge zu machen; aber nach und nach, eifersüchtig auf die Zeit, hörte er damit auf. Er arbeitete angestrengter, als er jemals in Detroit gearbeitet hatte. Er fing am Mittag an und arbeitete die Nacht hindurch, bis ihm der Pfiff des Dampfers, der jeden Morgen von Capri nach Neapel fährt, sagte, daß es fünf Uhr und Zeit war, ins Bett zu gehen. Sein Stoff breitete sich vor ihm aus, immer umfassender und bedeutungsvoller. Ihm schwebte ein Werk vor, das ihn neben die großen Geschichtsforscher der Vergangenheit stellen würde.

Mit den Jahren war er nur noch selten auf den Straßen der Menschen zu finden. Er konnte nur durch eine Partie Schach dazu verlockt werden, aus seinem Haus herauszukommen, oder durch die Aussicht auf ein Wortgefecht. Er liebte es, seinen Verstand gegen den eines anderen einzusetzen. Er war jetzt weitreichend belesen, nicht nur in Geschichte, sondern auch in Philosophie und anderen Wissenschaften; und er war ein geschickter Wortstreiter, rasch, logisch und scharf. Aber er hatte Humor und Güte.

Als er zuerst auf die Insel kam, war er ein kräftiger, stämmiger Mann mit dichtem schwarzem Haar und gesundheitsstrotzender Gestalt. Aber allmählich wurde seine Haut bleich und wächsern; er wurde mager und hinfällig. Es war ein merkwürdiger Widerspruch in dem logischsten aller Männer, daß er, obwohl er ein überzeugter und hitziger Realist war, den Körper verachtete; er betrachtete ihn als ein schnödes Werkzeug, das er zwingen konnte, die Ansprüche des Geistes zu erfüllen. Weder Krankheit noch Müdigkeit hinderte ihn, in seiner Arbeit fortzufahren. Vierzehn Jahre lang schuftete er unablässig. Er machte Tausende und aber Tausende von Notizen. Er ordnete sie und teilte sie in Klassen ein. Er hatte seinen Stoff in den Fingerspitzen und war endlich so weit, anzufangen. Er setzte sich zum Schreiben hin und — starb!

Der Körper, den Mayhew, der Realist, so verächtlich behandelt hatte, rächte sich an ihm.

Eine ungeheure Anhäufung von Wissen ist für immer verloren. Vergeblich war ein sicherlich nicht unedler Ehrgeiz, seinen Namen neben die der großen Geschichtsforscher zu setzen, neben den eines Ranke, Mommsen oder Gibbon. Sein Andenken wird in den Herzen einiger weniger Freunde hochgehalten, und für die Welt ist er im Tode so unbekannt, wie er im Leben war.

Und doch, für mich war sein Leben ein Erfolg. Der Entwurf ist gut und vollständig. Er tat, was er wollte, und starb, als sein Ziel in Sicht war; er kannte nie die Bitterkeit eines erreichten Endes.

(Aus dem Englischen von **Hans B. Wagenseil.**)



Bunte Chronik



Mensch als Blitzableiter.

Ulrich Palslev, ein Kopenhagener Einwohner, ging ins Freie, um sich das Schauspiel eines Gewitters anzusehen, das über die Hauptstadt Dänemarks heraufgezogen war. Plötzlich fuhr ein Blitzstrahl hernieder, der genau auf das Haupt des Spaziergängers landete, seinen Körper hinabglitt und dann in die Erde hineinfuhr.

Sofort stürzten aus den Häusern hilfsbereite Menschen herbei, die das vermeintliche Unglück mitangesehen hatten. Aber es war gar kein Unglück geschehen. Ulrich Palslev stand völlig unversehrt da. Er war zwar totenbleich von dem Schrecken, hatte aber keinerlei Verletzungen erlitten. Nur seine Hose war ihm buchstäblich vom Leib heruntergerissen worden und versengt, so daß er halbnackt nach Hause gehen mußte.

Statt Federhalter — Mikrophone.

Es war eine alte Sitte, daß den britischen Königen bei ihren Staatsbesuchen in den Dominien oder Kolonien ein goldener Federhalter überreicht wurde, mit dem sie sich in die goldenen Bücher der bereisten Städte eintrugen. Aber die Zeiten haben sich gewandelt und die Sitten ebenfalls. Dem englischen Königspaar in Kanada soll statt eines Federhalters ein Mikrophon oder vielmehr vier Mikrophone überreicht werden. Die Geräte sind aus Gold und von Ziseleuren kunstvoll verziert. Die kanadische Dominien-Regierung ist der Meinung, daß die zeitgemäße Form der Zwiesprache zwischen König und Volk nicht mehr die Schrift, sondern die Sprache ist. Deshalb die goldenen Mikrophone. Auf Grammophonplatten werden die Ansprachen festgehalten, die der englische König auf seiner Reise in den größeren Städten halten wird.



Lustige Ecke



Die beste Sicherung.



„Bei uns werden Sie nie ein Haar in der Suppe finden, unsere sämtlichen Angestellten sind kahlköpfig!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.